

(Nachdruck verboten.)

1) Jakob der Letzte.

— Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen.

Von Peter Rosegger.

Erster Theil.

Ein seltsames Pfingstfest.

Das war am heiligen Pfingstsonntag nach der Mahlzeit. Jakob, der Hausvater, saß in der wohl durchwärmten Stube und las in einem alten Buche. In weißen Hemdärmeln, wie er war — der durchnähte Bodenrock trocknete am großen Kachelofen — stützte er seine Arme breit auf den Eschentisch, und die Finger über dem Buche ineinandergeklungen, las er das „Besejel“ vom heiligen Geiste. Er las vielleicht nicht mit voller Andacht, wie sie sich für einen so hohen Festtag wohl ziemte, denn bisweilen hob er sein Haupt und blickte zum Fenster hinaus in das Schneegestöber. Die Flocken wirbelten so dicht, daß die Linde, die dort an der Weghorstschranke stand, nur als dunkle, verschwommene Masse durch das trübe Gran schattete. Die hohen Fichtenbäume vor dem Hause, welche kaum über die Hälfte hinauf sichtbar waren, bogen ihre verkorrten Äste unter den Schneelasten, die jungen Lärchen auf dem Anger standen wie Zuckerhüte, und dort, wo gestern die maienhaft blühenden, duftenden Hollundersträucher gestanden, waren eitel Schneeberge. Die Säulen der Thorstürze hatten hohe Hauben auf, wie der Bischof, wenn er draußen zu Sandeben die Firmung hält. Die Zaunstecken hatten spitze und stumpfe Hütlein, Helme, Schnäbel, Rissen und Bänder von Schnee.

Wann das Pfingstfest sein soll!

Jetzt kam der Wind und segte den Schneestaub von den Bäumen, Sträuchern und Dächern des Hofes und ließ ihn tanzen und wehte ihn an die Fenster, wo er sich in die Ecken, Nischen und an die Rahmen schmiegte.

„Gott sei Dank, daß der Wind kommt!“ sagte der Jakob, „sonst wollt's bald Fesen geben in den Kirschbäumen und Linden. Die Eleffen (Traubentirschen) Stauden hat's schon zerissen. Ist ein schlimmer Kamerad, der Schnee, wenn er zu solcher Jahreszeit kommt.“

Auf den Dachgiebeln und unter den Vorsprüngen der Dächer hüpfen und schwirren Vögel umher; die Finken und Drosseln waren vom Walde, die Zeischen und Berchen von dem Felde hergekommen und mußten sich bei den Schwalben zu Gaste laden, Schutz und Unterstand suchen im Reuthofe. Aus dem Hause war ein wilder Knabe gestürzt, um mit Schneebällen nach ihnen zu werfen.

Der Jakob beobachtete den Knaben, der mit glühenden Wangen und Augen im Schneegestöber umlief, von jungen Bäumen den üppigen Flaum auf sich niederschüttelte und mit Geschrei und Geschleuder das rathlose Geflügel verfolgte. Schier mit Wohlgefallen schaute der Jakob darauf hin, als dächte er: das wird auch einmal ein rechter Altenmoosfer Fodel! Dann öffnete er das Fenster und rief scharf hinaus: „Jackerl! Laß mir die Vögel in Ruh' und geh' herein, es ist zum Beten!“

Jetzt stand der Hausvater aufrecht. Was er in seiner Gebirgsstracht für ein strammer stattlicher Mann war! Das frische, jugendliche Gesicht glatt rasirt bis auf den Schnurrbart; die Nase scharf und lähn gebogen, die Augen unter dunklen Brauen etwas tief liegend und freundlich blau von Farbe. Bart und Haar waren lichtblond und schimmerten schier ein wenig golden; letzteres war rückwärts kurz geschnitten und vorne quer und locker über die Stirne gelegt. An der Stirne waren, wer genau sehen wollte, einige Blatternarben. So aufrecht der Mann dastand, der Kopf war leicht vorgeneigt, das ist kein Wunder bei einem hochgewachsenen Haus- und Familienvater, der auf die Seinen immer herabschauen muß, der auch das kleinste zu seinen Füßen knieende oder an seinen Knien krabbelnde Wesen nicht übersehen darf, der seine Kraft und seine Sorge und seine Liebe aus dem Boden zieht, auf dem er steht, und von seinem Haupte wieder nieder spendet auf diesen Boden und auf alles, was darauf wächst und ihn umgiebt. Er ist immer der Säemann und der Erntende zugleich.

Nun spitzte der Jakob die Lippen und that einen hellen

Pfiff. Als bald kamen die Hausleute aus den Kammern, aus der Küche, aus den Stallungen herbei und versammelten sich in der großen Stube zur Pfingstandacht am Nachmittage, die heute nicht wie sonst draußen in der Kapelle abgehalten werden konnte.

Es waren derbe, edige Knechte und schälernde Mägde; es war ein buckliches Männlein dabei und es waren halb-erwachsende Jungen, gleichsam eine niedergehende und eine aufgehende Zeit. Alles harmlos munter. Es kam auch die Hausmutter herein, ein etwas schwächliches blaßes Weib, welches, so jung an Jahren es noch sein mochte, allen Uebermuth und alle Unhöflichkeit den Kindern abgetreten zu haben schien. Nur ein Knäblein hing an des Weibes Kittelkaste, das noch blässer als die Mutter war und seltsam große kreisrunde, ganz Bergjünnernicht blaue Augen hatte. Auch der Knabe Jackerl war zur Thür hereingetollt, über und über voller Schnee, wurde aber in solcher Gestalt vom Vater zurück in die Küche gewiesen, wo er — den Hut auschlenkernd — der alten am Herde lauernden Einlegerin Schnee und Wasser ans Gewand warf. Weil die Alte sich dagegen anlehnte, so sprang er an die Hühnersteige, die unterhalb des Herdes war, sprengte Wasser hinein und trällerte:

„Hendl bi bi,
Hendl bo bo,
Wannst ma loan Oel (Eierchen) giebst,
Stich ih dich oh!“

In der Stube gingen die Leute zu den Sitzbänken, die rings an den Wänden sich hinzogen und knieten davor auf dem Fußboden nieder, so daß sie bei gefalteten Händen ihre Ellbogen auf die Bänke stützen konnten. Der Jakob nahm vom Hausaltare, der hoch in der Wandnische angebracht war, das kleine hölzerne Crucifix herab, stellte es mitten auf den Tisch und zündete davor eine aus dem Wachsstock abgewickelte Kerze an. Dann langte er vom Wandnagel die große Rosenkranzschaur, kniete damit auf einen Schemel an dem Tisch, machte unter lautem Ausruf der Worte mit dem Daumen über Stirn, Mund und Brust die Kreuzzeichen und begann zu beten.

„Jetzt wollen wir“, hub er an, „zum heiligen Geist rufen, daß er uns erleuchte in Glück und Unglück zum rechten Thun und Lassen. Und wollen Gott bitten um ein gesegnetes Jahr in Feld und Stall für uns, unsere Nachbarn und alle Freund' und Feind'. Wollen auch beten für alle, die aus diesem Hans hinausgestorben sind — christlich zu gedenken.“ Dann beteten sie den „glorreichen Rosenkranz“ zum Gedächtnisse an die Auferstehung, Himmelfahrt des Herrn und an die Sendung des heiligen Geistes. Der Hausvater sprach stets den ersten Theil des Gebetes, das Gesinde sprach im Chor den zweiten Theil desselben, und es erscholl schier harmonisch wie gedämpfter Orgelklang.

Während des Gebetes wollte zwar ein vorwitziger Knecht seiner schalkhaften Nachbarin mit dem Zeigefinger ein „Bröserl“ den entblößten Arm kitzeln; der Hausvater hörte das mühsam und vergebens verhaltene Kichern der Angegriffenen, setzte einen Augenblick im Gebete aus und warf einen ernsthaften Blick auf das schälernde Pärchen, sofort war dieses ruhig, und die Andacht nahm ihren würdigen Fortgang.

Noch bevor sie zu Ende war, polterte zur Thür ein Mann herein, stampfte an der Schwelle den Schnee von den Füßen, schüttelte den Schnee von Hut und Rock, kniete dann neben einen Knecht an die Bank hin und betete mit. Er wurde weiter nicht beachtet. Als das Gebet unter nochmaliger Anrufung des göttlichen Geistes „um Weisheit und Beständigkeit“ zu Ende war, und der Hausvater das Kreuz gemacht hatte, sagte dieser, sich von seinem Schemel erhebend: „Schau, der Knatschel! Wir haben Dich ein wenig zum Beten gebraucht.“

„Schadet mir eh nit“, antwortete der früher Eingetretene, während auch er steif und unbefähigt aus der knienden Stellung aufstand. Der Nachbar Knatschel war's, der auf dem Heimweg aus Sandeben im Reuthofe zusprach, um sich ein wenig von der Unbill des Wetters zu erholen.

Er war ein unterlegter Mann mit kurzem Halse und breitem, stets gutmüthig lachendem Gesicht, das heute vom Frost und vielleicht auch von etwas anderem geröthet war.

„Ein sauberes Pfingstsonntagswetter, das!“ sagte der Knatschel.

„Eh hasten frei wahr,“ redete der buckelige Alte in seiner ihm eigenen weikläufigen und unbestimmten Ausdrucksweise drein, „so fein weiß haben die Kirschbäum' schier völlig lang nimmer geblüht, als wie dasmal. Das ist richtig wahr auch.“

„Wird schon wieder aper werden,“ meinte der Jakob. „Dreiviertel Jahr Winter und ein Vierteljahr kalt,“ sagte der alte Knecht, „namla wohl, so geht's hiesch zu, bei uns im Gebirg.“

„Geh' her zum Tisch,“ lud der Jakob den Nachbar ein, „und schneid' Dir ein Brot ab.“ Damit that er aus der Tischlade einen großen Laib Brot mit Schneidmesser, legte beides auf den Tisch und setzte sich auch selber hin.

Der Knatschel setzte sich daran, füllte aus der Tabaksblase seine Pfeife, zog ein zierliches Stahzlänglein aus dem Hosensack, hielt es dem kleinen Mädlein hin und sagte: „Geh', Dirndl, bring' mir Feuer!“

Während die Kleine zur Herdgluth hinauslief und bald mit einer glühenden Kohle im Hänglein zurückkam, sagte der Knatschel: „Ja, Nachbar, ich hab' mir's anders gemacht. — Braw' Dirndl, kriegst zu Lohn einen sauberen Mann, wenn Du groß bist.“ Blies die Kohle rothglühend und steckte sie in die Pfeife. „Ja, Nachbar“, fuhr er passend fort, „ich hab' mir's anders gemacht.“

„Was meinst'?“ fragte der Jakob. „Mir ist's zu dumm worden in Altenmoos. Wer sich's besser machen kann — ein Lapp, der's nit thut.“

Der Jakob sah ihn fragend an. Der Knatschel beugte sich vor gegen ihn, gab noch ein paar Rauchstöße von sich, daß die blauen Strähnelein wagrecht in der Luft schwammen, und sagte halblaut: „Mein Haus hab' ich verkauft.“

Dann belauerte er den Eindruck, welchen diese Nachricht auf den Nachbar machen würde. Weil aber der Jakob gar so unbeweglich dafas, als hätte er das Wort nicht verstanden, wiederholte der Knatschel noch einmal: „Mein Haus hab' ich heut' verkauft.“

Jetzt zuckte der Jakob ein wenig mit den Augenwimpern, des weiteren blieb er immer noch unbeweglich und blickte den Knatschel fragend an.

„Ich rath' Dir's auch, Jakob,“ sagte der Knatschel, „wirf's hinter Dich, das kümmerliche Altenmoos, wo der Mensch sich sein Lebtag lang rackern muß, daß er in seinen alten Tagen ohne Sorg' verhungern kann. Daß das Fretten sein. Verkauf' den Bettel. Der Kämpelherr zahlt gut. Nimmt auch den Reuthof, hat er gesagt, aus Gefälligkeit nimmt er ihn, wenn Du hergiebst. Zahlt nit schlecht. Meinen Grund kennst. Siebzig Joch just genau, wann man Heid' und Weid' dazuthut. Rath' einmal, was er mir dafür auf die Hand gelegt hat, der Kämpelherr?“

„Leicht etwan gar hasten einen Hut voll Thaler!“ redete wieder der buckelige Alte drein.

„So viel giebt der Teufel für eine arme Seel“ versetzte ein anderer Knecht, wie sie sich jetzt auf die Bänke herum gesetzt hatten. Der Knatschel beachtete diese Bemerkung nicht, sondern sagte noch einmal: „Rath', Jakob, wie viel hat er mir auf die Hand gethan?“

„Gar im Ernst, Nachbar?“ fragte jetzt der Jakob, „und Du hättest Dein Haus verkauft?“

„Hast schon einmal einen Tausender gesehen?“ schmunzelte der Knatschel und nestelte seine kleine, stark abgenützte Brieftasche auf.

Der große nagelneue Geldschein lag auf dem Tisch, der Jakob starrte d'rauf hin wie auf ein Gespenst, das man zuhals mit Neugier, zuhals mit Grauen ansieht. Die Knechte machten lange Hälse und blinzelten schier stumm vor Ehrfurcht auf die Erscheinung hin.

„Möcht' ich's doch frei ein Klein Eichel angucken, das Sündenpflaster,“ murmelte der alte Knecht und kam ein wenig gegen den Tisch gebückt.

„Das Pflaster wollt' uns nit schaden,“ witzelte ein anderer, „vielleicht thät's auch Dir Deine Sicht und Gall' ausziehen, Luschel-Peterl.“

„Selb' kummt eh frei sein, mir wollt's taugen, selb' ist eh wahr,“ sagte der Alte.

„Ist recht'schaffen gut, daß wir schon den Rosenkranz gebetet haben,“ sagte eine Magd, „nach so einem Bildl da,“ sie deutete auf den Tausender, „wär's mit aller Andacht vorbei.“

„Geht's, geht's,“ meinte ein altkluger Bursche, „immer Einer kauft sich die Höll' mit so einem Feschen. Die krieg' ich wohlfeiler, wenn ich sie haben will.“

„Selb' wird eh leicht namla wahr sein,“ gab der buckelige Luschel-Peterl lachend bei und hockte sich, während die anderen noch aus achtungsvoller Ferne die unerhörte Geldnote betrachteten, in seinen Ofenwinkel.

„Wenn der Mensch gescheit ist,“ sagte jetzt eine Magd, „so denke ich, wird er sich wohl auch den Himmel damit kaufen mögen. Nit?“

„Hiesch wahr, namla wohl war. Den Himmel auf der Welt.“ So der Luschel-Peterl. „Der andere Himmel — der da oben — der himmlisch' Himmel, der kostet gar nichts, als wie das Leben, hi hi, wohl gewiß wahr.“

„Da!“ schmunzelte nun der Knatschel und hieb mit Wucht, wie der Spieler einen scharfen Trumpf ausspielt, den zweiten Tausendguldenschein auf den Tisch, „da hab' ich noch einen!“

„Sapperment!“ sagte der Jakob.

„Gelt!“ rief der Knatschel, „gelt, Nachbar, das ist ein gutes Jahr, truz daß es schneit am Pfingstsonntag!“

„Zwei hat er Dir gegeben für Dein Haus und Grund!“ fragte der Jakob mit leiser Stimme.

„Du kannst Drei haben für Deines,“ sagte der Knatschel. „Besinn' Dich nit lang, Nachbar, thu' Deine Wasserstiefel an und geh' eilends auf die Sandeben. Beim Fleischhacker sitzt er, der Kämpelherr. Seine Geldtaschen hat einen schauderhaften Bauch, kann ich Dir sagen. Als Winkelbauer gehst jecho fort, als gemachter Herr kommst heim.“

„Heim?“ fragte der Jakob kopfschüttelnd, „heim? — Wie kann der Mensch sein Haus verkaufen!“

„Knatschel-Vater!“ sprach jetzt einer der Knechte, „geh', steck' Dein Fliegenpapier nur wieder ein. Hergiebst eh nit davon.“

Deß wollte der Knatschel schier verdrießlich sein, daß die zwei Geldnoten, die er nun wieder bedächtigt zusammenfaltete und in die Brieftasche schob, kein größeres Aussehen gemacht hatten. Das Haus wollte in gewohnter Ordnung bleiben, gleichmäßig langsamen Ganges. Da war draußen plötzlich ein Prasseln und Krachen, daß die Holzwände ächzten, finstere Schneestaubwolken wirbelten an den Fenstern vorüber. Die Leute schauten einander an.

Bald jubelte der Wildfang Zackerl mit der Nachricht herein: Von der Linde sei ein großer Ast niedergebroschen und habe die Kapelle in Scherben geschlagen.

Als der Jakob dieses hörte, sprang er von seiner Bank auf und wurde blaß im Gesicht.

„Die Kapelle!“ rief der Knatschel, „Deine Jakobi-Kapelle da draußen? Nachbar, wenn das kein Wink vom Himmel ist!“ In die Hände klatschend rief er noch lauter: „Der heilige Sanct Jakob ist hin! Reuthofer, verkauf' Dein Haus!“

Der Hausvater ging in Hemdärmeln, wie er war, zur Thür hinaus und durch den wogenden Sturm der verstümmelten Linde zu.

In den Lüften tanzten die Flocken und die Schwalben.

(Fortsetzung folgt.)

Modernes Kochen.

Wer soll im Zukunftsstaate die Stiefel putzen? Das ist die welterschütternde Frage, welche die bornirten Sozialdemokraten nicht lösen können, und an der ihr Zukunftsstaat nach dem berühmten Eugen Richter zu grunde gehen muß. Als treuer Wortführer des biedereren Philisters spricht Richter hier thatsächlich die innersten Gedanken der von ihm Vertretenen aus, freilich in seiner eigenen, nach seiner Meinung satirisch zugespitzten Form; dem Philister selbst liegen die Stiefel nicht so sehr am Herzen, als vielmehr das regelmäßige, gute Essen und Trinken, und er würde eher fragen: Wer soll mir denn in der sozialistischen Gesellschaft meinen Braten bereiten? Meine arme Frau, die mir die bösen Nuben ja auch noch nehmen wollen, kann doch nicht alles allein machen, und jeder andere (er tagirt natürlich alle Menschen nach sich selbst) will doch lieber essen, als kochen.

Steht es nun wirklich mit unserem Kochen so schlimm, daß wir auch in alle Zukunft uns menschliche Hausklaven züchten müssen, um ein bequemes Dasein führen zu können? Sind wir nicht vielmehr im stande, das Kochen so rationell und wirtschaftlich einzurichten, daß sich auch der Philister über die Zukunft beruhigen kann? Ich will hier nicht von dem elektrischen Kochen reden. Die Elektrizität muß ja immer herhalten, wenn man auf neue, bis jetzt noch nicht gemachte Verbesserungen und Erfindungen in Kunst und Wissenschaft hinweist, durch die das Leben später umgestaltet werden soll. Bleiben wir lieber auf dem Boden der Wirklichkeit, d. h. der Gegenwart, und sehen wir uns hier nach denjenigen Methoden um, welche jetzt schon gebraucht werden und vielfach in Uebung sind. Elektrische Heizung ist noch etwas so kostspieliges, daß wir, wenigstens in absehbarer Zeit, auf eine allgemeinere Einführung derselben nicht rechnen können, obwohl sie das Ideal einer

Feuerung darstellen würde. Aber auch heute schon könnten wir einen schönen Ersatz für die alte unpraktische Kochmethode finden.

Thatsächlich ist die Art und Weise, in der wir in der übergroßen Mehrzahl bis heute noch kochen, im höchsten Grade unbequem und verschwenderisch. Vergewenwärtigen wir uns doch einmal, auf welche Weise wir die notwendige Wärme erzeugen. Wir thun Brennmaterial, in Berlin wesentlich Braunkohle und Steinkohle, in den Herd, wo sie verbrennen. Bei der vollständigen Verbrennung von 1 Kilogramm Braunkohle entziehen 5700, bei der von Steinkohle 8000 Wärme-Einheiten (oder Calorien.*) Die Wärme, die wir in solcher Weise erzeugen, rührt nicht aus nichts her, sondern stammt in letzter Instanz aus dem ungeheuren Vorrath von Wärme, den die Sonne auf die Erde gesandt hat und stündlich weiter uns zusendet; denn unter ihrem Einfluß allein konnten die Pflanzen sich bilden, die uns die Brennmaterialien liefern. Diese große Wärmequelle aber muß immer geringer werden; nach allem, was wir wissen und vermuten können, strahlt die Sonne beständig ihre Wärme aus und muß daher schließlich erkalten. Deswegen hätten wir wohl Ursache, mit dem uns spendenden Vorrath haushälterisch umzugehen.

Was benutzen wir nun z. B. bei der Steinkohlenfeuerung von den 8000 Calorien, die uns das Kilo Steinkohle liefern kann? Ganze 5—8 pSt., also 400—640 Calorien; die übrige Wärme jagen wir zum Schornstein hinaus. Zunächst verbrennen wir die Kohle nicht vollständig, wie uns der Rauch und der Ruß zeigen. Wenn die Sonne über dem Schornstein steht und die oberen Luftschichten in demselben erwärmt, so kann die von unten erwärmte Luft nicht mit genügender Schnelligkeit und Sicherheit in die Höhe steigen, sie schlägt in den Kochraum zurück, diesen mit einem dicken Qualm von Ruß, d. i. unverbrannter Kohle füllend, alle Gegenstände beschmutzend und die Speisen verderbend. Am schlimmsten ist für den Philister der Umstand, daß bei rauchender Maschine das Essen nicht zur richtigen Zeit auf den Tisch steht; in solchen Augenblicken wird selbst der friedfertige Bürger revolutionären Gedanken zugänglich.

Aber selbst, wenn der Schornstein ordentlichen Zug hat, setzt sich in ihm eine Menge Ruß ab, und ebenso geht eine Menge des kostbaren Feuerungsmaterials im Rauch aus dem Schornstein fort; auch die zum Kochen benutzten Gefäße bedecken sich mit einer dicken Rußschicht, so daß von einer völligen Verbrennung gar keine Rede ist. Der Ruß an den Kochgefäßen hat noch den weiteren Nachtheil, daß er am Boden von außen eine dicke die Wärme schlecht leitende Schicht bildet, so daß nunmehr eine vermehrte Hitze notwendig ist, um das Wasser im Gefäß zum Kochen zu bringen. Außerdem erfordert sein Wegbringen beim Abwaschen vermehrte, unnötige Arbeit.

Seit einigen Jahren besitzen wir in den Gaskoch-Apparaten eine Kochmethode, die von allen geschilderten Uebelständen frei ist. In der gewöhnlichen Gasflamme befinden sich ebenfalls eine Unmenge unverbrannter glühender Kohletheilchen, die eben das Leuchten hervorbringen. Um eine vollständige Verbrennung zu erzielen, hat der Altkemiker der Chemie, Bunsen (er lebt heute als Achtundachtzigjähriger in Heidelberg), einen Gasbrenner konstruirt, bei welchem dem ausströmenden Gase reichlich Luft und mit dieser der zur Verbrennung nötige Sauerstoff zugeführt wird. Es entsteht dann eine nichtleuchtende bläuliche Flamme, in der wegen der vollständigen Verbrennung der im Gase enthaltenen Kohle eine intensive Hitze erzeugt wird.

In allen Gaskochern wird das Prinzip des Bunsenbrenners benutzt. Alle vorher geschilderten Unbequemlichkeiten fallen bei diesen Apparaten fort; das Feuer ist in jedem Augenblicke zur Hand; Rauch und Ruß an den Kochgefäßen sind vollständig unbekannte Dinge, das Brennmaterial wird vollständig ausgenutzt; die Flamme ist in bequemster Weise nach Bedürfnis zu reguliren. Will man ein sanfter brennendes Feuer haben, wie es zur Bereitung vieler Speisen nötig ist, so legt man bei den gewöhnlichen Kochmaschinen Ringe ein, man erzeugt also dieselbe Wärme und läßt den Speisen davon weniger zutommen, die übrige vergeudet man nutzlos. Beim Gas dagegen genügt ein Kleinstellen der Flamme, um denselben Zweck in rationeller Weise ohne Verschwendung von Brennmaterial zu erreichen. Es kommt hinzu, daß die Gasflamme eine feuchte Hitze giebt; denn die beständig aus der umgebenden Atmosphäre zuströmende Luft bringt Feuchtigkeit mit sich, während in den alten Kochmaschinen eine trockene Hitze erzeugt wird. Die Feuchtigkeit aber bekommt den Speisen sehr gut; sie verhindert ein vollständiges Verdampfen der in ihnen enthaltenen Säfte, so daß ein auf Gas gekochter Braten stets saftiger und kraftvoller ist, als ein im gewöhnlichen Bratofen zubereiteter.

Wie steht es nun aber bei all' diesen Vorzügen mit der Hauptfrage, den Kosten? Ebenfalls aufs allerbeste. Dr. N a ß berechnet in seinem jüngst in der Urania gehaltenen Vortrage über „Moderne Küche“, daß eine Familie von 4 Personen, die morgens, mittags und abends warm speist und in der Zwischenzeit nochmals Warmes zu sich nimmt, im ganzen für 15 Pfennige Gas verbraucht, wobei das nötige Wasser zum Reinigen der Gefäße schon mitgerechnet ist. Doch rath er den sorgsamem Hausfrauen, selbst nach dem Rechten zu sehen; denn die Diensthboten, auf die der Herr Doktor nicht gut zu sprechen scheint, verschwenden das Gas in unverantwortlicher

Weise. Ueberhaupt kennt er in seinem Vortrage nur die wohl situirte Bürgerfamilie, die sich selbstverständlich ein oder mehrere Dienstmädchen hält, und dieser gilt sein Rath und Zuruf: „Koch mit Gas!“

Aber trotz allen Schmerz, den der ruhe- und friedliebende Bürger darüber empfindet, ist diese Familie dem Untergang geweiht und kann daher einen maßgebenden Einfluß auf die Entwicklung des modernen Kochens nicht mehr in Anspruch nehmen. Für diese ist von wesentlicher Bedeutung die Frage, wie die Proletarierfamilie zu ihr steht. Nun ist ja einleuchtend, daß alle geschilderten Vortheile ihr ebenfalls zu gute kommen werden, und daß sie um so mehr gut daran thäte, zum Kochen mit Gas überzugehen, als sie ja die Mühe und Last der Hausarbeit keinen fremden bezahlten Kräften aufbürden kann. Wenn trotzdem der Gasverbrauch, der in Berlin in den letzten Jahren ja eine erfreuliche Zunahme zeigt, weit hinter den wünschenswerthen Ziffern zurückbleibt, so liegt das nicht an altem Vorurtheil und der geringen Erkenntniß der Arbeiterbevölkerung, sondern wesentlich an anderen Verhältnissen. Bei weitem die meisten der kleinen Wohnungen, in denen die Proletarier zusammengedrängt hausen, sind überhaupt nicht an die Gasanstalten angeschlossen, sodas die schönsten Gaskocher dort nichts nützen können. Und die wenigen Arbeiter, die Gasanschluß haben, können meistens die Kosten für die Apparate oder die von den Gasanstalten verlangten Kauttionen nicht aufbringen. Wenn man beim Häuserbau auch auf den kleinen Mann und seine Bequemlichkeit Rücksicht nehmen würde, und wenn die Gasverwaltung annehmbare Leihbedingungen stellen würden, was auch in ihrem eigenen Interesse liegt, dann brauchte man nicht auf die Zukunftsgesellschaft zu warten, damit die rauchenden Schornsteine von den Häusern verschwinden, und das m o d e r n e K o c h e n auch den Enterbten seine Wohlthaten fühlbar macht. —

Kleines Feuilleton.

— Ein Riesenhotel ist das neue Hotel „Cecil“ in London. Es enthält außer den Speise-, Les-, Rauch-, Bade- und anderen Räumen über tausend bewohnbare Zimmer. Die Erbauungskosten betragen nicht weniger als 1 1/2 Millionen Pfund Sterling, etwa 25 Millionen Mark, wovon allein 14 Millionen Mark zur Grund- und Bodenerwerbung nötig waren. Da der Riesenkomplex nach der Themse zu um etwa 30 Fuß niedriger liegt, so stellte man das ganze Gebäude auf der Rückseite auf hohe Bögen, unter denen Raum für 150 Wagen und Pferde vorhanden ist. Darüber erhebt sich das 13 Stock hohe Gebäude, von einer riesigen vergoldeten Kuppel überragt, weithin sichtbar in die Lüfte. —

— Kenntniserpest und Hungernoth in Nordschweden. Den „N. N. N.“ schreibt man: Seit längerer Zeit wüthet unter den Schwilbbeständen Schwedens, Norwegens und der Ostseeprovinzen der Milzbrand. Jetzt droht die Seuche einer anderen, nahe verwandten Thiergattung, die im gezähmten Zustande vielen tausenden von Polarbewohnern Nahrung und Kleidung gewährt, noch viel verhängnisvoller zu werden. Die Kenntnisherden im nördlichen Scandinavien sind durch Verührung mit erkrankten Eichen ebenfalls von der Milzbrand-Seuche befallen. In Frostwegen wurden seit dem Herbst über 1000 Rennkälber aufgefunden, in Esensdahl und der Umgegend von Mellanskog an der norwegischen Grenze sind seit Neujahr rund 230 Rennthiere eingegangen, wie der amtliche Bericht angiebt. Ebenso schlimm sieht es in Vilhelmina und Torneaa aus; alles in allem sind in den letzten Wochen mindestens 8000 Rennthiere der furchtbaren Pest zum Opfer gefallen. Die Lappen, Finen und Quänen sind damit auf sicherem Wege, ihres letzten Hilfsmittels im Kampfe um ihre ohnehin traurig bestellte Existenz beraubt zu werden. Im Jahre 1895 waren noch 35 387 Stück Rennthiere vorhanden, der harte Winter dezimirte diese Gesamtzahl im Vorjahre auf 27 168 Stück. Jetzt, so melden die Kronvögte, sind kaum noch 19 000 Stück übrig. Dabei wissen die bedauernswerthen Nordstämme die furchtbare Uebertragbarkeit der Krankheit nicht abzuschätzen, was zur Folge hat, daß die Seuche sich mit erschreckender Schnelligkeit von Jurte zu Jurte verbreitet. Die schwedische Regierung hat sofort Bericht von den Verwaltungsbehörden eingefordert, wie am zweckmäßigsten die Noth von den armen Nordländern ferngehalten werden kann. Man wird versuchen, eine Isolation herbeizuführen und die Stämme über die Ansteckungsgefahr aufzuklären. Viel wird sich damit aber kaum erzielen lassen, denn die hungernden Lappen und Finen, welche ihren Tod vor Augen sehen, glauben in ihrer geringen geistigen Reife an die Einwirkung der erkürnten Götter, denen gegenüber es doch kein Entinnen gebe. Die altheidnischen Gebräuche der Nordstämme tragen natürlich dazu bei, diese abergläubischen Anschauungen zu verstärken. —

Literarisches.

— Der Suttner'sche Roman „Die Waffen nieder!“ erscheint gegenwärtig unter dem Titel „Bas les armes!“ im Feuilleton der „Indépendance Belge“.

— In der Weltausstellung von 1900 wird die Pariser Staatsdruckerei ein 3-bändiges Werk vorlegen, zu dem die Vorarbeiten nicht weniger als drei Jahre gedauert haben, und das „Histoire de l'Imprimerie de France“ (Geschichte der französischen Buchdruckerkunst) betitelt ist. Das Werk wird auf Bestellung des Unterrichtsministers unter Anwendung eines besonders feinen Papiers und von Buchstaben gedruckt, die aus der

*) Eine Wärme = Einheit (Calorie) ist diejenige Wärmemenge, welche einen Liter Wasser von 0 Grad auf 1 Grad erwärmt.

Zeit Franz I. und dem Jahre 1693 herkommen und von der Staatsbrüdererei aufbewahrt wurden. Ueber 1600 Stücke, welche die gesammelten Dokumente reproduzieren, sind dem Buche beigegeben. —

Theater.

Früh mit den Windeln an die Jäm', daß die Windeln trocken werden, dachte auch der junge Hans P'Arronge, ein Sohn des Bühnenmannes Adolf P'Arronge, als er sein Drama „Vor der Ehe“ im Lessing-Theater aufführen ließ. Seine Anfängerschaft verrät sich in vielem guten Wollen, dem leider nur ein schwaches Können entspricht. Von den Lieblingsmotiven neuer Bühnenkunst hat Hans P'Arronge manche Anregung erfahren. Aber seine handelnden Menschen sind noch puppenhaft starr. Er verlangt, daß wir an Leute glauben, die wir nicht recht kennen, an ein zartfüßiges leidenschaftliches Mädchen von empfindlichem Feingefühl und an einem jungen Rechtsanwalt, für den es auf der Welt nichts recht Lebendiges giebt, als nur Kant's kategorischen Imperativ, der vor lauter Pflichteifer zum kalten Spießbürger wird. Solche Menschen giebt es ohne Zweifel, aber sie müssen auf dem Theater leidhaftig geschaut, begriffen werden können. In dem Schauspiel von P'Arronge waren sie wie verschwimmende Schatten angedeutet, darum versagte das Stück.

Von schwerer Kupperei nimmt es seinen Ausgang. Die Frau Kantor' in einem Städtchen hat ihre Tochter Marie an einen reichen Ingenieur verschachert, was geschlechtlich zulässig ist und alle Tage geübt wird. Die Mutter läßt so lange eine seltsame Folter auf das Kind, bis es stirbt wird. An ihrem Hochzeitstage erfährt Marie, daß der aufgezwingene Gatte ein ruchloser Sump ist, der ihre beste Freundin verführt und in den Tod getrieben hat. Ihre natürliche Empfindung sträubt sich gegen das Zusammenleben mit einem solchen Burken. Dadurch bringt sie sowohl ihren Gatten, wie ihre bestialisch-beschränkte Mutter gegen sich selbst auf. Der Ingenieur will sie nicht freigeben, eine Scheidung kann nicht erzwungen werden; also flüchtet Marie zu einem Jugendfreund, einem Rechtsanwalt, der sie innig geliebt hat und dessen unglückliche Schwester von dem Ingenieur in Verzweiflung getraut wurde. Sie würde frei von Konvention mit ihm leben; er aber hat den Muth zur Freiheit nicht; seine Seele ist verdoctet; und diese bitterste Enttäuschung bricht Marien's Lebensmuth. Sie wird ihrer Freundin in den Tod nachgehen. Mit dieser Hyperfementalität, deren Nothwendigkeit in der Darstellung des Verfassers nicht eingesehen wurde, schließt das Stück. — Fr. Dumont (Marie) bot ihre reiche, innerliche Kraft auf. Es war umsonst. Es wurde kein Mensch aus dem Komunel.

Die dramatische Gesellschaft ist ins Neue Theater übergesiedelt. Die Verhältnisse am Theater des Westens waren zu mühselig geworden. Im Neuen Theater also wurde Sonntag Mittag das Schauspiel „Martin Lehnhardt“ von Cäsar Fleischlen aufgeführt. Fleischlen's „Martin Lehnhardt“, der vor mehreren Jahren entstand, erscheint heute wie ein spätgeborenes Drama. Der Lehnhardt gehört zu der Klasse von Scharpielen, die noch vor ein paar Jahren üppig bei uns wucherten, in denen die Söhne zu Anklägern ihrer Väter und Erzieher werden. Zweifellos ist etwas Revolutionäres in dieser jungen Literatur; aber die lodernnden Flammenzeichen fehlten. Aus all der Schaar haben sich nur Hirschfeld's Mitter die Bühne erobert; und auch diese Komödie leidet am Hang zum weichmüthigen Greinen.

Das besondere Merkmal in Fleischlen's Drama ist es, daß mit den kleinen Studentenscherzen ein wirklicher Gewissenskampf verbunden ist, der in einer starkbewegten Szene ausgefochten wird, freilich von einem Menschen, der selbst noch jugendlich unklar danach ringt, sich selbst zu finden. Mitunter könnte man über die Jugendliebe in Stücke lächeln. Wer sich je ein bißchen geistige Freiheit erungen hat, der wird mit leiser Ironie die Raueität eines streitbaren Studenten verfolgen, der einem orthodoxen Landpastor die Gründe seines Denkens erklären will. Das ist, als redete man zu einem Steinblock; und der junge Lehnhardt wußte schon sehr wohl, daß Leute, wie sein Oheim und Erzieher, nicht um ein Jota über mittelalterlich enge Begriffe hinausgekommen sind. Doch, wenn man sehr jung ist, macht man wohl solche Thorheiten.

Wozu aber die Dramen, die von dem Eifer und den Leiden der sehr Jugendlichen erzählen, immer wieder auf die Versuchsbühne gebracht werden, weiß ich nicht recht. In literarischen Kreisen brauchte auf Cäsar Fleischlen nicht mehr aufmerksam gemacht zu werden; und in die weitere Oeffentlichkeit wird wohl sein Stück nicht dringen. In sich aber bezeichnet es keinen neuen Weg, keine neue Bahn. Es reiht sich einer großen Gruppe literarischer Studien ein.

Mit lebhafter Wärme nahmen sich die Schauspieler des Dramas an, Fr. Vertens sowohl in einer Rolle, die sehr viel Takt erfordert (des jungen Martin mütterliche Freundin), wie Herr Werner (der alte schwäbische Pfarrer), und ein Herr Waldemar als Gast (Martin Lehnhardt). —

— Im Alexanderplatz-Theater wurde vorgestern eine neue Posse von Herrn Eugen Prudens „Eine pilante Ehe“ aufgeführt. Der Rentier Bulle soll wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt brummen, schießt aber einen Stellvertreter ins Gefängniß, der das Unglück hat, dort nach acht Tagen zu sterben. Der Todte wird als Rentier Bulle begraben, und nun hat der

lebendige Bulle, der seine Frau vorweg nach Italien geschickt hat, eine Anzahl Leiden zu erdulden, die den Inhalt der vieraktigen Posse ausmachen. Der recht drohliche Gedanke wird nicht allzu originell verarbeitet, und die Posse leidet namentlich an der künstlichen Ausdehnung, die ihr durch eine Reihe geistvoller Komplets gegeben wird. Es wurde mit vielem Humor gespielt; recht brav wußten namentlich die Herren Thiemann, Maurice Clefeld und Schwendler ihre Rollen zu gestalten; unter den Damen zeichnete sich vor allen Fr. Henry Schmidt aus. —

— Das Lessing-Theater wird vom Jahre 1898 ab der Schriftsteller Neumann-Hofer übernehmen. Das hierzu erforderliche Geld wird ähnlich wie beim Deutschen Theater und beim Schiller-Theater durch Herausgabe von Antheilscheinen beschafft werden. Rund 100 000 M. sind bereits von den Falda und Sudermann übernommen worden. —

Völkerrunde.

b. w. e. Aus der Delikatejessenlücke der Birmanen. Die in Hinterindien wohnenden Birmanen erinnern in der Wahl ihrer Lieblingsspeisen sehr stark an die Chinesen. Zu ihren Hauptdelikateessen gehört das „Ngapie“, das von den Forschungsreisenden als der Schrecken aller europäischen Nasen bezeichnet wird. Man stellt es folgendermaßen her: Fische werden in die Erde vergraben und bleiben dort so lange, bis sie stark in Verwesung übergegangen sind. Dann nimmt man sie heraus, macht sie mit ranziger Butter ein und verpeißt sie. Originell ist dabei, wie der Birmane, dem als Buddhist das Tödten von Thieren strengstens unterzagt ist, dieses Religionsgesetz ungeht. Die gefangenen Fische werden nicht getödtet, sondern in die Sonne gelegt, damit sie sich „nach der langen Rasse endlich abtrocknen können.“ In Wirklichkeit bleiben die Thiere solange in der Sonne liegen, bis sie sterben. Der Ethnologe Bastian erzählt in einem seiner Werke, daß über ganz Birma eine von diesem Ngapie verpestete Athosphäre lagere. — „Bornehme“ Europäer huldigen übrigens demselben Geschmack. Sie essen keinen Hasen, keinen Rehzüener, wenn er nicht stark „wildelt“, d. h. klinkt. In den „feinen“ Hotels leben die Köche in der steten Angst, sich durch die splitternden Bildknochen eine Blutvergiftung zuzuziehen. —

Bergbau.

— Der tiefste Kohlenschacht der Welt ist der Schacht Sainte Henriette der Grube des Produkts bei Fleun in Belgien. Er ist 1150 Meter tief. Die 47 Grad Celsius betragende Gesteinstemperatur ist durch die Ventilation auf 27 Grad herabgedrückt worden. Der tiefste Kohlenschacht in Deutschland ist gegenwärtig der Frisch-Glückschacht bei Delsitz im sächsischen Erzgebirge. Seine Tiefe beträgt 931 Meter; die Mündung liegt 460 Meter über dem Spiegel der Ostsee; er reicht also 471 Meter unter den Meeresspiegel hinab. Ihm zunächst steht unter den sächsischen Kohlenschächten der erste Brückenbergchacht im Zwickauer Revier mit 804 Metern. Da seine Mündung nur 324 Meter über dem Spiegel der Ostsee liegt, so berechnet sich seine Tiefe unter dem Meeresspiegel sogar auf 480 Meter. Seine untersten Theile sind jedoch ausgefüllt worden, weil die Kohlenverhältnisse ungünstig waren. —

Humoristisches.

— Das Austerneffende Pferd. Der englische Komiker Loole ging einst in eine Austerstube. Das Lokal ist total voll. Kein Plätzchen unbesetzt. Hu, das ist fatal, denkt der Komiker. Was thun?

„He, Aufwärter, bitte, geh'n Sie mal raus und geben Sie meinem Pferde ein Duzend Auster.“

„I... i... hrom Pferde?“ stotterte der Aufwärter.

„Na natürlich!... Wem denn sonst als meinem Pferde?“

„Haben Sie noch nie ein Pferd Auster essen sehen?“ donnerte Loole.

„Ja... ja... ich... ich... ich gehe schon.“

Und der Aufwärter bestellt die Auster und eilt damit hinaus. Die Gäste alle — die auch noch nie ein Pferd Auster essen sahen — drängen nach, um das Wunder zu schauen.

Loole nimmt unterdessen schunwanzelnd Platz. Jetzt ist ja daran kein Mangel.

Nach einer Weile kommt der Aufwärter mit den Austern zurück, und ein Theil der Gäste hintennach, während die andern noch warten.

„Herr“, sagte der Kellner, „ich habe alles versucht, aber das Pferd will von den Ausern nichts wissen.“

„Nicht?“ machte Loole. „Na wissen Sie was, dann geben Sie sie mir.“ Und behaglich fängt er an, seine Auster zu schlürfen. —

— Der Geschworene im Bette. In einer Gerichtsverhandlung, die vor einiger Zeit in Jeffersonville, im Staate Georgia, stattfand, wurde ein Geschworener namens Jonson von so starkem Schüttelfrost befallen, daß er nach einem Hotel gebracht und der Behandlung eines Arztes übergeben werden mußte. Nachdem er sich einigermaßen erholt hatte, kehrte er in den Sitzungssaal zurück, und die Verhandlung wurde wieder aufgenommen. Als sich bei dem Manne bald darauf erneute Anfälle von größerer Heftigkeit einstellten, ließ der Richter ein Bett bringen, der Mann legte sich hinein, und zum großen Gaudium der Anwesenden nahm die Verhandlung ihren Fortgang, während der Kranke mit den Zähnen klapperte.